

# Mörderischer Ehrgeiz

Er war ein Arbeitersohn, der sich ins Herz der Bankenwelt hochrackerte. Er war ein Mann, der kaum je sein wahres Gesicht zeigte. Bis er vor zweieinhalb Wochen in der ZKB zwei Vorgesetzte erschoss. Und dann sich selbst. Das Leben und Töten des Helmut B. – eine Spurensuche.

**A**m frühen Morgen des 5. Juli, als Helmut B. in seinen roten Smart stieg, um zum Zürcher Tessinerplatz zu fahren, hatte er mit seinem Leben abgeschlossen. Das Gebäude der Zürcher Kantonalbank, das er bisher nur im feinen Anzug und mit Krawatte betreten hatte, suchte er an diesem Tag in Jeans, kariertem Hemd und Turnschuhen auf. Der Obduktionsbericht sagt, Helmut B., 56, sei zu diesem Zeitpunkt völlig nüchtern gewesen, er hatte weder Alkohol getrunken noch Drogen genommen. Der Finanzplaner führte seinen letzten Plan aus: Er will vier Vorgesetzte erschiessen. Und dann sich selber.

Das Vorhaben war ungeheuerlich. Helmut B. nahm zwei Arbeitskollegen mit in den Tod; der dritte entkam, der vierte war nicht im Büro. Im Abschiedsbrief, den man bei ihm zu Hause fand, bedauert Helmut B., dass es so weit habe kommen müssen. Und er bat die Verwandten, der Öffentlichkeit nichts über sein Leben preiszugeben.

Das war auch nicht nötig. Die Meinungen waren schnell gemacht – noch bevor die Toten beerdigt waren. Leistungsdruck, Mobbing, Arbeitsklima – die Kritiker der Bankenwelt sahen in Helmut B. einen tragischen Irrläufer, der ihre Ansichten zu bestätigen schien. «Mich hat überrascht, dass es so lange gedauert hat, bis etwas passiert ist – die wahren Schuldigen sitzen in der Chefetage», wusste Peter Vonlanthen, Geschäftsleiter des Kaufmännischen Verbandes Zürich, schon wenige Stunden nach der Untat. «Der Täter ist auch ein Opfer», lautete der Tenor in den Leserbriefspalten und in aus der Hüfte geschossenen Schnellst-Kommentaren. Auch das Ausland nahm die Bluttat bestürzt zur Kenntnis, die «Frankfurter Allgemeine» resümierte über die Lage in der Schweizer Arbeitswelt: «Unter den gehobenen Angestellten von Schweizer Banken muss es eine unglaubliche Verun-

sicherung geben, wie aus vielen Leserbriefen herauszulesen ist. Im Büro sei einer des andern Feind geworden. Aufputzmittel würden konsumiert werden. Das ruiniere die Gesundheit und beschleunige den Zusammenbruch, was schliesslich bis zu Mord und Selbstmord führen könnte.»

Helmut B., der die Schweiz aufwühlte und zugleich ratlos liess wie einst Günther Tschanun, zeigte mit seiner Bluttat ein Gesicht, das keiner kannte, das keiner je gesehen hatte. Er wird von Arbeitskollegen aus der Banken- und Versicherungswelt



Armeeepistole 49 SIG P210: Der erste Schuss trifft Martin D. in den Kopf.

als Berner Gentleman mit sonorer Stimme beschrieben. Als ein Mann, der stets glatt rasiert war, akkurat frisiert, der nicht trank, das Rauchen lange schon aufgegeben hatte. Helmut B. galt als korrekt, bescheiden, pünktlich und zuverlässig. Aber das alles bedeutet nur: Richtig gekannt hat ihn niemand.

## I. «Mütu» – Kindheit in Langenthal

Der Mann, der mit 56 Jahren zum Doppelmörder wurde, wuchs als Arbeitersohn auf, als ein Kind aus so genannt einfachen Verhältnissen. Er sollte später eine steile Karriere machen, Helmut B. schaffte es binnen

35 Jahren vom Hilfsmonteur zum Kadermann der drittgrössten Schweizer Bank, ein Aufstieg, der ihm erst mal einer nachmachen soll. Sein damaliger Langenthaler Primarlehrer erinnert sich: «Er hat seine Sache stets recht gemacht.» Und eine Frau, die mit Helmut neun Jahre lang die Schulbank drückte, sagt: «Er war flink und frech wie ein Wiesel.»

Als drittes von vier Kindern kommt Helmut B. am 29. Juli 1948 in Langenthal BE zur Welt. Sein Vater arbeitet als Schweisser, auch die Mutter geht arbeiten. Die Familie hat sich in einem bescheidenen Zweifamilienheim eingemietet. Von Helmut's Elternhaus braucht man zu Fuss eine Viertelstunde bis in die Altstadt. In dem Aussenquartier, in dem er aufwächst, werden in den Fünfzigerjahren, der Zeit des Wirtschaftswunders, schmucke Einfamilienhäuser gebaut, eins ums andere, jedes mit bescheidenem Umschwung. Die B.s können sich keins davon leisten. Samstags mähen die Männer den Rasen. Ihre Gattinnen treffen sich beim Stewi zum Schwatz. Das Langenthal des heranwachsenden Helmut B. ist eine Mittelland-Idylle.

An «anständige Menschen, die hart arbeiteten», erinnert sich eine Nachbarin, wenn sie an die Familie B. denkt. Wer chrapft, der bringt es zu was, hiess es in der Kleinstadt. «Mütu», wie die Mutter ihren Sohn Helmut nannte, muss diese Lektion gelernt haben – er wollte es zu sehr viel bringen.

Die Schulzeit verbrachte Helmut in einer Klasse mit 20 Schülern im Langenthaler Schulzentrum Hard. Er war nicht der Kleinste – aber er war so klein, dass sich ehemalige Mitschüler heute noch als Erstes an seine geringe Körpergrösse erinnern. «Erstaunlich war, dass er sich trotzdem mit allen anlegte», erzählt sein langjähriger Banknachbar. «Und es war gut, ihn auf seiner Seite zu haben. Dank seinem Drauf- ►



Helmut B. (vorne, Zweiter v. r.), 1999: Er durfte sich zu Recht Hoffnung machen, er war in die Boombranche der Neunzigerjahre eingestiegen.



Zürcher Kantonalbank, Tessinerplatz in Zürich, 5. Juli 2004: Der Obduktionsbericht sagt, Helmut B. sei zur Tatzeit völlig nüchtern gewesen.



Helmut B. (erste Reihe, l.), Langenthaler Schulzentrum Hard: Die schulischen Leistungen waren Mittelmass.

gängertum verschaffte er sich auf dem Pausenplatz Respekt.»

In einer Disziplin war Müttu unschlagbar: Keiner kam schneller die Kletterstange hoch als er. Die schulischen Leistungen dagegen waren Mittelmass. Auf einem Klassenfoto, das Helmut im Alter von zwölf Jahren zeigt, sitzt er aufrechter als alle andern, und er hat sich in die erste Reihe gesetzt. Das Bild zeigt einen Buben mit wachem Blick, hellen Augen und dunkelblondem Haar, einen hübschen Buben. Einzig sein Lächeln scheint gezwungen, kontrolliert.

40 Jahre später wird Helmut B. sich wieder für einen Fotografen in die vorderste Reihe setzen, für ein Bild vom Gründungsjahrgang der Diplom-Finanzplaner. Auf diesem Foto erkennt man es wieder: dieses kontrollierte Lächeln.

Helmut ist 16-jährig, als er bei der Firma Elektro Berchtold in Aarwangen BE eine Lehre als Elektriker antritt. Sein verstorbener Lehrmeister Kurt Berchtold sei ein «strenger, aber gerechter Mann» gewesen, sagt die Witwe Elvira Berchtold. «Helmut musste anständig sein, nichts vergeuden. Darauf legte mein Mann viel Wert.»

Von Helmut's Elternhaus zum Lehrbetrieb sind es fünf Kilometer, die der Junge stets mit dem Fahrrad zurücklegt. Arbeitsbeginn: 7 Uhr. Feierabend: 18 Uhr. Am Samstag ist der angehende Elektriker bis

Mittag im Dienst. Helmut verdient im ersten Lehrjahr 35 Franken monatlich, im letzten 80 Franken. Sonntags geht er in die Kirche – so will es die katholische Erziehung. «Seine Eltern lebten ihm ein solides Leben vor», sagt Elvira Berchtold.

## II. Rastlose Jahre – B.s Aufstieg

Doch Helmut B. wählt ein anderes Leben als seine Eltern, es kommen rastlose Jahre auf ihn zu. Nach der Rekrutenschule arbeitet B. je ein Jahr als Hilfsmonteur in Madiswil BE und in Zermatt VS. Es folgen drei Monate Arbeit in Bulle FR, sechs Monate in Aarwangen BE. Dann, mit 23 Jahren, zieht es Helmut B. nach Täsch VS – es ist der Ort, an dem er seine Frau A. kennen lernt. Am 26. April 1973 heiraten die beiden. Fünf Jahre lang arbeitet Helmut B. in demselben Betrieb, der Elektro Schuler AG in Zermatt. Er kauft eine Eigentumswohnung in einem Mehrfamilienhaus in Täsch, er gründet eine Familie. 1978 kommt das erste Kind zur Welt, die Tochter.

B., der Familienvater, scheint sesshaft geworden zu sein. In Täsch – das Dorf liegt auf dem Weg zum autofreien Tourismusziel Zermatt – prägen weite Parkfelder das Ortsbild. Helmut B.s Schwiegervater – er ist verstorben – war Kleinunternehmer, im Dorfkern stand damals seine Schlosserei und Eispickelfabrikation. «Früher lief das Ge-

schäft mit Eispickeln gut», sagt ein Einheimischer, «der Betrieb exportierte bis nach Japan.»

Das nahe Zermatt wurde B.s Welt. Hier arbeitete er, hier ging er als Service- und Telefonmonteur in den Ferienhäusern der Reichen und den Luxushotels ein und aus. Das mondäne Milieu muss ein Begehren nach eigenem Wohlstand geweckt, seinen Drang zum sozialen Aufstieg angestachelt haben. 1978 setzt Helmut B. zum ersten Karrieresprung an: Er beginnt in Winterthur eine Ausbildung zum diplomierten Elektroinstallateur. Die Schule kostet ihn gut 20 000 Franken. Eine Investition, so rechnet sich Helmut B. aus, die sich lohnen wird.

Kaum hat er das Diplom in Händen, packt ihn wieder die alte Rastlosigkeit, die Suche nach der besten beruflichen Möglichkeit. Umzug an den Zürichsee: In Horgen ZH arbeitet er bei der Elektro Feller AG, dann, 1980, Wohnungswechsel nach Seon AG. B. wird Souschef des Elektrobetriebs Suter-Lüscher, er verdient einen Meisterlohn, 4037 Franken. Offenbar ist es ihm nicht genug, er arbeitet nebenbei als Hauswart.

Helmut B. ist vierzig, Vater zweier Kinder, als er beschliesst, nie mehr in seinem Leben den Blaumann überzuziehen. B., der vor noch nicht allzu langer Zeit auf dem Bau gemeinsam mit Spaniern, Italienern, Tür-



B.s. Elternhaus in Langenthal, B. als Elektroinstallateur 1981: Er arbeitete nebenbei als Hauswart.



ken Kabel verlegte, bindet sich eine Krawatte um, zieht den Zweireiher an und wechselt in die Versicherungsbranche. Ein Jahr lang arbeitet er für die Basler als Versicherungsmakler, dann geht er zur Zürich. Diesem Arbeitgeber bleibt er zwar neun Jahre lang treu, Ruhe kehrt in B.s Laufbahn nicht ein. Fünf Mal wechselt er die Agentur, rastlos sucht er nach weiteren Aufstiegsmöglichkeiten, eine Strategie, die ihn schliesslich ins Zentrum der Schweizer Finanzwelt führt, nach Zürich, an den Hauptsitz der Zürich am Mythenquai. Hier hält er es vier ganze Jahre aus.

### III. Financial Consultant Helmut B.

Aber Helmut B. wäre nicht Helmut B., wäre er in Gedanken nicht bereits weiter gewesen, in einer Zukunft, die ihm noch erfolgreicher schien. 1997 bis 1999 büffelt er an der Fachhochschule Winterthur einen Nachdiplom-Kurs, berufsbegleitend. Er will diplomierter Finanzplaner werden, und ins Telefonbuch lässt Helmut B., der einmal ein einfacher Arbeiter war, eintragen: «B., Helmut, Dipl. Financial Consultant NDS FH». Mit dem Diplom wechselt er zur Genfer-Versicherung – für ein Jahr.

B. war mit seinen 49 Jahren an der Winterthurer Schule der älteste Kursteilnehmer gewesen, und er hatte das Amt des Klassen-sprechers übernommen. «Er musste alles

geben, sich voll ins Zeug legen», erinnert sich ein Ex-Schulkollege. Unter der Woche arbeitete B. als Versicherungsmakler, freitagabends und samstags drückte er in Winterthur die Schulbank, sonntags büffelte er auf dem Balkon seiner Eigentumswohnung, nun in Horgen. Ein Leben, gänzlich dem beruflichen Erfolg verschrieben.

Der Dipl. Financial Consultant Helmut B. durfte sich zu Recht Hoffnung machen, er war in die Boombranche der Neunzigerjahre eingestiegen. Allfinanz, die Verschmelzung von Versicherungs- und Bankgeschäft, war im Schwang. Das Fachblatt «Schweizer Bank» druckte im November 1999 das Gruppenbild ab, das Helmut B. mit Berufskollegen zeigt, dazu der Text: «Das Gütesiegel eröffnet dem Finanzplaner neue Kundenkreise und festigt bestehende Kundenbeziehungen. Geldinstitute suchen immer mehr solche Finanzfachleute, weil im Geschäftsbereich Private Banking grosse Wachstumschancen gesehen werden.»

In den Kurs war der bald 50-Jährige auf Empfehlung seines damaligen Arbeitgebers, der Zürich-Versicherung, aufgenommen worden. «In diesem Alter fällt einem das Lernen nicht mehr leicht», sagt ein Kursteilnehmer. «Umso erstaunlicher, wie er es gepackt hat.» Der Arbeitersohn aus Langenthal hatte es schon weiter gebracht, als es die meisten erwartet hatten.

### IV. Tödlicher Ehrgeiz – der Banker B.

Helmut B. war getrieben von einem Ehrgeiz, der ihn letztlich aufgefressen haben muss. Diesen Charakterzug zeigte er Zeit seines Lebens. «Ein Streber», sagt einer, der in den Siebzigern fünf Jahre lang mit B. in Zermatt zusammengearbeitet hat. «Er tat schon damals alles, um weiterzukommen.»

Am Hauptsitz der Zürich am Mythenquai hängt an einer Wand eine Rangliste. Sie zeigt, welcher Mitarbeiter am meisten Vertragsabschlüsse geschafft hat. Helmut B.s Name war stets in den Top Ten. Der Mann, der vor zweieinhalb Wochen zwei Menschenleben ausgelöscht hat, war ein Ausnahmetalent im Geschäft mit Lebensversicherungen; damals dürfte er 250 000 Franken jährlich verdient haben.

Das Spitzeneinkommen hat Helmut B., der als Lehrling nicht mehr als 80 Franken monatlich verdient hatte, offenbar nicht gelassener gemacht, auch nicht glücklich. Ihn drängte es – ehemalige Arbeitskollegen vermuten des Prestige wegen – ins Financial Planning. Am 1. März 2001 tritt er die Stelle bei seinem letzten Arbeitgeber, der Zürcher Kantonalbank am Tessinerplatz, als Finanzplaner an. Dorthin hat ihn ein ZKB-Mann namens Martin D. geholt, die beiden hatten sich 1996 an der Fachhochschule Winterthur kennen gelernt. Eine schicksalhafte Begegnung: Martin D. war der Mann, ►



Eingeschriebener Brief des Elektrobetriebs in Seon AG 1981 und letzter Wohnsitz Helmut B.s in Horgen ZH: Bescheidene Eigentumswohnung.

dem Helmut B. vor zweieinhalb Wochen, an diesem schrecklichen Montagmorgen, um 7.58 Uhr, die erste Kugel in den Kopf jagte.

## V. Schwindeleien, Einzelgängertum

B. stieg bei der ZKB direkt ins Kader ein. Was immer er sich in seinen Plänen und Träumen erhofft haben mag – der Schritt zur Bank führte in eine Sackgasse. Bei anstehenden Beförderungen konnte sich B. ausrechnen, dass er nicht mehr in die Kränze kommt. Mit 56 zählte er zu den ältesten Jahrgängen seiner Abteilung. Dabei hats Helmut B., dem zielstrebigem Aufsteiger, anfänglich gefallen. 2001 befand sich die Abteilung Finanzplanung in der ZKB-Filiale im Aufbau. «In dieser Pionierzeit hat er sich wohl gefühlt», sagt ein Bekannter. Dann aber wurden die Abläufe strukturiert und formalisiert. Ein enges Korsett von Pflichten, Vorschriften, Befehlen legte sich um B. – ein zu enges.

Als Stromermeister und auch noch als umtriebiger Versicherungs-Aussendienstler war B. sein eigener Chef. Und Chef zu sein, war immer sein Ziel. Schon 1980, als er im September als Meister in den Elektrobetrieb Suter-Lüscher Seon AG eintrat, stellte er sich mit den Worten vor: «Guten Tag, ich bin der neue Chef.» Die Angestellten reagierten irritiert. Der Sanitätssoldat gab sich vor den

Arbeitern als Offizier der Schweizer Armee aus, er war, zumindest in diesem Fall, ein Angeber. Auf der Baustelle kommandierte B. im Kasernenton.

Helmut B. war in diesen Jahren noch starker Raucher. Bei der Arbeit hatte er meistens eine Zigarre oder eine Pfeife im Mund. Ein Arbeitskollege aus Seon erinnert sich an den Meister: «Ein Besserwisser, der sich nichts sagen liess. Nicht einmal von den Geschäftsführern.» Mit seinem Befehlsgehabe machte sich Helmut B. auch gegenüber seinen Vorgesetzten unbeliebt.

Bei einer Klassenzusammenkunft erzählte Helmut B. in dieser Zeit, dass er nun Geschäftsführer sei, oder auch, dass er einen eigenen Betrieb führe. Tatsächlich aber machte er sich damals in Seon unmöglich.

Wer den Lebensspuren Helmut B.s folgt, trifft auf viele Menschen, die ihn in kritischem Licht zeichnen. Freunde scheint er kaum gehabt zu haben – B. war ein Einzelgänger, ein Einzelkämpfer. In Langenthal haben sich die Mädchen nicht nach «Mütli» umgedreht. «Dafür war er zu klein», sagt eine Schulkollegin. «Zudem war er ernst.» Wenn die Jugend sich im Heimatort im Café «Möhr» bei Töggeli-Spiel und Billard vergnügte, fehlte Helmut. «En stille Giel» sei er gewesen, heisst es.

Zur Hochzeit 1973 in Täsch lud er keinen seiner Zermatter Arbeitskollegen ein. Das schien sie allerdings nicht zu grämen. «Besserwisser haben bei uns keine Freunde», sagt einer von ihnen.

Immerhin nahm B. damals noch am Vereinsleben teil, als Goalie des Eishockey-Klubs Täsch. Später, an seinem letzten Wohnort Horgen, fragte ihn der Fussballklub vergeblich an, ob er Vorstandsmitglied werden wolle. «Sein Sohn spielte im Verein, man hätte Helmi gerne dabei gehabt», erzählt ein Nachbar, «doch er war kein Teamplayer.»

Wenn B. in den letzten Jahren seines Lebens ins Wallis in die Ferien fuhr, besuchte er zwar die Familie seiner Gattin – aber nur kurz. «Er sagte Sali und Tschau», erinnert sich ein Schwager. Nach B.s Bluttat war im «Walliser Boten» keine Todesanzeige zu lesen.

Am wohlsten fühlte sich B. alleine, auf seinem Tourenmotorrad, mit dem er am Wochenende lange Ausfahrten unternahm.

## VI. Die Unfähigkeit zur Kritik

«B. reagiert empfindlich auf Kritik», steht in Helmut B.s Qualifikation der ZKB für das Jahr 2003; unterzeichnet von B.s direktem Vorgesetzten und Büropartner. Es war offenbar die einzige Schwäche, die der Arbeit-



Todesanzeige im «Tages-Anzeiger», Rettungswagen vor der ZKB, 5. Juli 2004: Mit seinem späteren Opfer Martin D. verstand er sich ausgezeichnet.

geber an seinem Angestellten bemängelte, der nur drei Monate später mit einer Waffe seinen Arbeitsplatz betrat. Einem Bekannten vertraute B. vor seiner Bluttat an, er fühle sich überwacht, eingeeengt, schikaniert, benachteiligt. Sein Engagement liess nach. «In den letzten Monaten seines Lebens häuften sich die Absenzen», sagt ZKB-Sprecher Urs Ackermann. «Er meldete sich oft krank.»

Durch häufiges Fernbleiben von der Arbeit war Helmut B. bereits früher aufgefallen, in Seon AG. In einem eingeschriebenen Brief, datiert vom 31. Juli 1981, hielt der Geschäftsführer des Elektrobetriebs fest: «Da Sie Ihren Arbeitsplatz auf ungewöhnliche Art und Weise frühzeitig verlassen haben und sich während des Arbeitsverhältnisses mit uns nicht an die bei uns gültige Arbeitszeit gehalten haben, sehen wir uns gezwungen, Ihnen einen Viertel des Bruttomonatslohns abzuziehen.» Helmut B. war zwar unzweifelhaft im Austeilen, zum Einstecken aber fehlte ihm die Souveränität. Wenn das Schulterklopfen ausblieb, verlor er seinen Antrieb.

Anerkennung und sozialen Status erhoffte sich der Aufsteiger B. vom Golfspiel, mit dem er Mitte der Neunzigerjahre, während seiner Ausbildung zum Finanzplaner, begann. Es sei bloss Mittel zum

Zweck gewesen, ist ein Bekannter überzeugt. «Ihm ging es nicht um Golf, es war sein Eintrittsticket in die Bankerkreise.» Der Elektromonteur mit verkniffener Miene ist endgültig zum adretten, grau melierten Businessmann mutiert.

### VII. Helmut B., der Pedant

In Sachen Ordnung und Sicherheit hatte Helmut B. pedantische Züge. Eines Abends, als er in Horgen in Begleitung eines Bekannten zu seiner Viereinhalb-Zimmer-Wohnung spazierte, stach ihm ein nicht ganz korrekt parkiertes Auto ins Auge. «Gestört hat es an diesem Platz niemanden. Helmi liess es sich aber nicht nehmen, die Halterin zurechtzuweisen.» Einer wie Helmut B. wollte alles im Griff haben. Als ihn ein Kollege fragte, weshalb er ein Gitter im Fond seines silbrigen VW Passat montiert habe, sagte B.: «Ich will verhindern, dass bei einer Vollbremsung der Inhalt des Kofferraums nach vorne fliegt.»

23 Jahre lebte B. in der bescheidenen Eigentumswohnung in einem Mehrfamilienhaus in Horgen. «Er hätte sich längst etwas Besseres leisten können», so ein Nachbar, der finanzielle Probleme aber für unwahrscheinlich hält. Für kaum möglich halten seine Studienkollegen auch, dass Helmut B., wie in den Neunzigerjahren bei

Bankern üblich, an der Börse spekuliert hat. «Das passte nicht zu seinem Sicherheitsdenken», sagt einer. Ein Blick auf den Steuerausweis der Familie B. widerlegt Gerüchte um finanzielle Probleme.

Wer war dieser Helmut B. wirklich?

Er liess kaum jemanden an sich heran – ausser Menschen, die sich lange um ihn bemühten: seine Frau etwa, wenige Studienkollegen. Alle anderen aber sagen heute: Wir kannten ihn kaum.

Die Ehe der B.s wurde von aussen als harmonisch und vorbildlich wahrgenommen. Andere Frauen schienen ihn nicht zu interessieren. «Seine Ehefrau ist leutselig und heiter, die beiden haben sich perfekt ergänzt», so ein Nachbar. Vor drei Jahren, da arbeitete B. bereits bei der ZKB, verunglückte der Sohn während einer Fahrt mit dem vom Vater geschenkten Scooter schwer. «Daran hat Helmi gekaut», so der Nachbar. B. war auch das: ein Vater, der seine Kinder liebte.

«Ich habe es nie begriffen, warum B. den Job bei der ZKB annahm», sagt einer, der mit ihm in Winterthur studiert hat. «Als realistischer Analytiker hätte er wissen müssen, dass er bei einer Bank nie glücklich werden kann», erzählt ein anderer. Mit seinem späteren Opfer Martin D. verstand er sich ausgezeichnet; beide waren in ►

derselben Lerngruppe. Auch mit seinem späteren direkten Vorgesetzten, der B.s Irrlauf überlebte, stand er damals in gutem Einvernehmen.

### VIII. In der Sackgasse

Anfangs äussert er sich begeistert von seiner Tätigkeit bei der ZKB. Auch dann noch, als ihm der Berufsalltag längst zur Hölle geworden sein muss. Bei Treffen mit Studienkollegen oder Bekannten aus der Zürich-Zeit gibt er aber seine Erbitterung nur unterschwellig preis. Im Handelsregister ist Kadermitglied B. bloss einer auf einer langen Liste von Kadermitgliedern, «B., Helmut, von Horgen, in Horgen, mit Kollektivprokura zu zweien». Seine Studienkollegen hingegen, allesamt jünger, haben Beförderungen hinter sich, einige stehen kurz davor.

«Am meisten Probleme hatte er mit seinem direkten Vorgesetzten», sagt Untersuchungsrichter Thomas Moder. Es waren wohl die offensichtlichsten, und sie dürften sich im März dieses Jahres zugespitzt haben. Dieser Chef schrieb zu der Zeit die Qualifikation von B., insgesamt ein gutes Zeugnis – mit Ausnahme der vermerkten Empfindlichkeit gegenüber Kritik. Drei Wochen vor seiner Tat beklagte er sich über den Bonus. Und: Er könne mit seinen Vorgesetzten nicht reden. «Es gab Kommunikationsdefizite», sagt ZKB-Sprecher Urs Ackermann. «Er hat mit sich selbst gerungen, konnte immer weniger artikulieren, was ihn bedrückte.»

Martin D., der B. zur Bank geholt hatte, befand sich in dieser Zeit in einer zweimonatigen Auszeit. Er unternahm eine Reise mit seiner Familie, das letzte Mal, bevor die Kinder eingeschult werden sollten. In der Woche, als die Tat geschah, hätte seine Berufung zum Regionaldirektor Zürich West verkündet werden sollen. D. würde den Tessinerplatz verlassen. Es lag auf der Hand, dass sein Weggang zu einem Sesselrücken innerhalb der Abteilung führen würde. Das muss B. verunsichert haben.

Auch seiner Ehefrau gegenüber war B. in den letzten Wochen seines Lebens



ZKB-Gebäude, einen Tag nach der Tat:  
Helmut B. wühlte die Schweiz auf.

unzugänglich geworden. In den Golf-ferien, die er Anfang Juni mit einem ehemaligen Arbeitskollegen in Österreich verbrachte, wirkte er bedrückt. Dem Fest zum 80. Geburtstag seines Vaters blieb er fern. Die ersten zwei Arbeitstage nach den Ferien meldete er sich krank. Zwei Wochen später bezog er schon wieder Urlaub.

Am Montag, den 5. Juli verschießt Helmut B. im dritten Stock des ZKB-Gebäudes eine Munition, die beim Aufprall aufpilt; für seine Armeepistole sind diese Teilmantelgeschosse nicht geeignet. Nach dem ersten Schuss, der Martin D. in den Kopf trifft, klemmt die Waffe. Die beiden anderen Direktionsmitglieder, die sich im Sitzungszimmer befinden, ergreifen die Flucht. Helmut B. nimmt die Verfolgung auf und erschießt einen der beiden von hinten: Die erste Kugel trifft das Opfer in den rechten Oberarm. Die zweite in den Hinterkopf.

B. geht in sein Büro, setzt sich in seinen Sessel und erschießt sich; das letzte Kapitel in der Geschichte vom Leben und Töten des Helmut B.

«Wir verstehen es nicht», schreiben die Familienangehörigen des Täters in der Todesanzeige von Helmut B. – sie nannten ihn «Helmi» – und bitten alle, «dem lieben Verstorbenen ein ehrendes Andenken zu bewahren».

*Monica Fahmy, Balz Rigendinger*